

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

144 (25.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Gedanken zu E. M. Remarques neuem Buch „Der Weg zurück“

Seinem Kriegsbuch „Im Westen nichts Neues“ hat E. M. Remarque jetzt unter dem Titel „Der Weg zurück“ (Broschüren-Verlag B. neb. 7.50, kart. 5.—) eine Fortsetzung folgen lassen, die die im ersten Buch begonnene Darstellung und Deutung des Kriegserlebnisses der im Jahre 1914 jungen Generation weiter führt durch die Nachkriegsjahre und ausdehnt auf das Friedensleben dieser vom Krieg innerlich zerstörten jungen Menschen. Wie in „Im Westen nichts Neues“ gibt Remarque auch in „Der Weg zurück“ eine ins Dichterische erhobene Erlebnisbeschreibung. In Einzelheiten stark typisch wirkend bleibt Remarques Buch als Ganzes betrachtet im Wesentlichen subjektiv, persönlich, individualistisch. Berücksichtigt man in diesem Zusammenhang die irrationale, gegen Schluß naturwissenschaftliche Haltung des Dichters, das ungreifbare Schwingen und Fliehen der Gedanken und Gefühle, das zwischen den Zeilen Schwebende und Gleitende, dann weiß man, daß in Remarques Büchern die bürgerliche Romantik des 19. Jahrhunderts in ihrer ganzen Unwiderstehlichkeit eine Auf-erziehung erlebt hat.

Gibt man nach sorgfältiger Lektüre daran, den in dem Buch behandelten Stoff zu ordnen, zu trennen und zu sichten, um für den Bericht Unwesentliches vom Wesentlichen zu scheiden, dann merkt man erst und erstaunt darüber, welche Fülle von Gestalten, hüt-lebendigen Menschen, durch die 369 Seiten schreitet. Dann merkt man auch — und das ist vielleicht das Ehrlichste an diesem Buch — wie wenig diese verschiedenen Schicksale durch einen übergeordneten großen kompositorischen Gedanken zusammengehalten werden, wie sehr sie — jedes für sich — nach verschiedenen Richtungen auseinander verlaufen. Die Traödie einer Klasse findet hier — un-ausgesprochen aber um so erregender — ihren Ausdruck. Es sei ver-sucht, an Stelle einer Inhaltsangabe die bescheidendsten Beispiele, die der Dichter findet, herauszugreifen, sie zu entwickeln und — soweit es nötig ist — kritisch zu betrachten.

Adolf Betsche oder die zerstörte Ehe. Draußen im Feld war ihm der Gedanke an seine Frau und seinen Bauernhof fast und Stille. Mit großen Schritten eilt er vom Bahnhof nach Hause. Remarque, der Romantiker, wölbt über ihm einen mächtigen gewittig fahlen Abendhimmel, unter dem er auf der Land-straße dahinschreitet. Zu Hause angekommen erzählt er, daß die Frau die vier einsamen Jahre der Trennung nicht ertragen hat: „Sie hat mit einem etwas gehaut“. Das habe Ringen zwischen diesen zwei Menschen die eine Wunde wieder heilen wollen, die der Krieg ihrem Zusammenleben schlug, endet nach verschiedenen Stadien damit, daß der Mann dem Trunk verfallen zu Dirnen geht, „trotz etwas anders zu leben und zu hören“. Verlassen ver-dämmert die Frau ihre Tage.

Es ist nicht möglich, die erregende Problematik dieses Voraanges im Einzelnen hier aufzuzählen, aber eines muß gesagt werden: Remarque und durch ihn seine Menschen finden nicht den Weg aus der Katastrophe. Sie leben ein Ende, wo wir neuen Anfang sehen müßten. Adolf Betsche und seine Frau ringen um Klarheit und Ordnung, sie stellen die Frage nach dem Warum, wo nur ein hartes „Strich darunter und weitergehen“ helfen kann. Beiden fehlt die Kraft, einmal Geschehenes — unter außergewöhnlichen Umständen Geschehenes — zu bejahen und damit zu überwinden. Und noch etwas: Ernst Bäumer, die Hauptgestalt des Buches, be-ruht sich auf dem Gedanken, daß die Schicksalsfrage Adolfs an Ernst, was denn nun werden soll, was er denn machen soll, um seine Ehe wie-der zu ordnen, weiß Ernst keine Antwort. Aber ein Gedanke be-herzigt ihn: Das muß er selbst abmachen. Wir anderen können ihm dabei nicht helfen. Die Kraft der Solidarität, die die Berge verjagt, ist nicht lebendig in diesen Menschen!

Ludwig Brenner oder die kranke Liebe. Ein düsterer Lebenslauf! Leutnant Brenner ist eine der markantesten Gestalten des Buches. Ein leidenschaftlicher Denker, der dem Erleben der Kriegs- und Nachkriegsjahre hart auf den Leib rückt mit der un-erbittlichen Parole des biblischen Ringers: „Ich lasse dich nicht, du searest mich denn.“ Wahrehaftig, er hätte sagen können, wenn nicht ein Erlebnis in der Campoe, eine Nacht in Brüssel, ihn furcht-bar erschüttert hätte. Damals, auf Stufen entronnen dem furcht-baren Morde der Front, hat er sich mit einem Mädchen einge-lassen — wer denkt da noch daran, daß in diesem Flüstern und Kosen, diesem Duft, dieser Saat das andere liegen kann, lauernd, verborgen, schlüpfend, wortend, Quers — und den Primäraffekt aus Unwissenheit mißachtet. Nun nach Jahren, in der Heimat, bricht die Krankheit aus: S o p h i l i s ! Wohl verpricht der Arzt Heilung, aber an dem Tage, an dem Ludwig Brenner seine Jugend-liebe neu erwachen fühlt und sie um seines Zustandes willen ab-

würgen muß, übermannt ihn die Verzweiflung. Mit aufgeschrit-tenen Pulsadern, dem Ausströmen seines armen verästelten Blutes laufend, finden ihn die Freunde . . .

Georg Kabe oder der ewige Soldat. „Wahrscheinlich werde ich wieder Soldat.“ „Du bist verrückt.“ „Gar nicht, vielleicht nur kon-sequent.“ Der dies sagt, Georg Kabe, ist einer von denen, die vom Felde zurückgekehrt in der Heimat herumlaufen und nicht mehr loskommen vom Begriff und Wesen: Soldat. Top des Landes-friedes, der — einmal hineingestochen — Kriegsbüchlein braucht wie das tägliche Brot. In den Freizeiten, bei der Reichswehr, in den nationalpolitischen Lehrkursen sucht er, den die Einigkeit beifügt, die Frontkameradschaft und erlebt erschüttert: „es war nur noch ein vererbtes Zusammengehörigkeitsgefühl, eine gegen-sätzliche Karikatur des Krieges.“

Auf diesen Zusammenbruch der Frontkameradschaft macht Remar-que wiederholt aufmerksam, sehr deutlich auch bei der Darstellung eines Regimentsfestens, bei dem die guten und die schlechten Anzüge“ sich von selbst zusammenfinden. Alles ist durcheinander-geschmissen. Die mit den guten Anzügen haben etwas Gönnerhaftes an sich, und die mit den schlechten sind meistens still. Was der Tod nicht fertig gebracht hat, das gelint dem Leben: es trennt uns.“ Zwischen den Zeilen steht dann die Frage, warum ist es so? ohne eine konsequente Antwort zu finden. Remarque weiß es nicht, daß die K a s s e n s c h e i d u n g stärker ist als vier Jahre gemeinsamen Erlebens in Dred und Tronmelfeuer. Diesen für uns ganz klaren Vorgang, der aus der wirtschaftlichen Situation des Einzelnen deutlich zu machen wäre und die das Bewußtsein bestimmende Macht der ökonomischen Lage aufweisen würde, umweilt bei Re-marque Metaphysik.

Kabe erzählt weiter: „Eines Tages hatten wir ein Gefecht. Es blieb gegen Kommunisten. Aber als ich die Toten dann sah, Ar-beiter, einige noch in ihren alten Fronttrüben und ihren Militär-flecken, frühere Kameraden, da riß etwas in mir. Diese toten Ka-meraden in Deutschland — erschossen von früheren Kameraden da war es aus. Ernst! Fremdenode, die er aus nächster Nähe mit anlieht, geben den Anstoß zur letzten Entscheidung: „Ich lasse in diesen Betrieb nicht hinein.“

Wird nur noch übrig, den Weg konsequent zu Ende zu gehen. Mit maßlicher Gewalt zieht es ihn zu den ehemaligen Schlachtfeldern. Dort hofft er den furchtbaren Wdruck, der auf ihm lastet — die Kriegsbefessenheit — loszuwerden. Es ist die wichtigste Szene des ganzen Buches, wie dieser Mensch in den finsternen Abend hinein über die aufgedülsteten Wege seines ehemaligen Kampfabchnittes stolzt und angesichts der unübersehbaren Rei-chen der Kreuze eines dort errichteten Soldatenfriedhofes erkennt: „Hier allein ist noch der Krieg — hier strömt die Kraft und der Wille einer Jugend, die stark, bevor sie zu leben beginnen konnte, wie eine ungeheure Klage durch die Nacht.“ Ausbrechender Wahn-sinn reißt die Szene in phantastische Bezirke: „Kameraden, wir sind verraten worden! Wir müssen noch einmal marschieren! Da-gegen! — Dagegen! — Kameraden!“ Gegen den in den Kreusen manifestierten Verrat an einer Jugend, die mit Idealen geistert in den Krieg geschickt wurde, um imperialistischen Gefährten geopfert zu werden, für die sie ihre Leiber hinausbalteten gerade auf genug war, „Kameraden, marsch!“ Und nun marschieren die Kreuze, drohend, kampfbend, mahnd, an ihrer Spitze Georg Kabe, in der Hand den Revolver, mit dem er sich eine Kugel in den Kopf ge-schickt hat, um ganz bei seinen ehemaligen Kameraden zu sein, mar-schieren — um die letzte Schlacht zu schlagen, die Schlacht für das Leben — den weitesten Weg, den Weg in die Herzen der Menschen!

Ernst Bäumer oder der Weg zurück. Ernst Bäumer ist die zen-trale Figur des Buches, hinter der Remarque sich verbirgt, die wie ein Spiegel die Eindrücke vom Schicksal aller Kameraden auf-fängt und deutend zurückträgt. An Ernsts Haltung können wir deshalb am deutlichsten sehen, was uns bei aller Zustimmung zu der entzündlichen kriessagenarischen Einstellung des ganzen Buches weltanschaulich von ihm trennt, wo wir bei allem menschlichen Verleihen föhlt und kritisch die Bedeutung des Remarque'schen Wertes für die Arbeiterklasse betonen müssen.

Wahrscheinlich ist nur deshalb immer wieder Krieg, weil der eine nie ganz empfinden kann, was der andere leidet.“ Dieser Satz, irrational, ja profan, aus dem Gefühl herausgeholt und in das Buch hineingeworfen, ohne sein inneres Gewicht zu prüfen, be-leuchtet bitternhaft das Verlangen dieser kleinbürgerlichen Jugend gegenüber den Vorkämpfern, in die sie hineingestellt wurde. Man braucht einen solchen Satz nur einmal für sich zu betrachten, was

deshalb möglich ist, weil er als geballtes Resümee am Ende eines Kapitels steht, um zu empfinden, wie er in der Luft hängt. Will denn der eine (wer?), selbst wenn er könnte, überhaupt empfinden, was der andere (wer?) leidet? Verbt der Verkauf aller bisherigen Geschichte nicht, daß der Mensch als Einzelwesen und als Exponent seiner Klasse existiert? — Mit dieser ver-schommenen Einstellung tritt Ernst in das Leben der Heimat. Deutschland ringt in jenen Wochen und Monaten um eine neue Form des staatlichen Lebens. Ernst als Tapus, die Generation Ernsts verläßt sich ihm. Soldatenräte? Wir wollen nichts mehr gründen. Wir wollen nach Hause! Diese junge Jugend, die — wie sie vorliegt — um eines neuen Ideals willen, um das sie betrogen worden ist, in den Krieg ging, steht traurig da, als es gilt, das Neue zu gestalten.

Die Frucht der autoritären Erziehung der Vorkriegszeit reißt in dem Augenblick, als die Flucht des Kaisers bekannt wird. Ernst spricht aus, was alle bewegt: „das letzte, was wir hatten, ist an-genommen worden. Jetzt haben wir den Boden unter den Füßen verloren.“ Dann fallen berechtigte harte Worte über Wilhelm II. Aber die entscheidende Tat bleibt aus. Den revolutionären Schritt heraus aus den Fesseln des Alten geht diese Jugend nicht. Sie i u c h nicht einmal den Anstoß. Der K r i e g hat alles in ihr zertrümmert. Deshalb verläßt ihr Leben in den Jahren nach dem Kriege baillous, einsam, finstlos, wie in einem Nebel, ohne Ziel, ohne Kraft: „ich will es ja zu nichts bringen. Vater, ich will nur leben.“

Ernst kehrt auf die Schulbank zurück, um sein Examen zu machen und wird dann Lehrer auf einem Dorf. Da er dieser Arbeit Sinn und Ziel nicht einsehrt, gibt er die Stelle wieder auf, um erneut einem planlosen Grübeln und Dahinleben zu verfallen. Das Ende des freundschaftlichen Ludwig Brenner bringt ihn an den Rand der Ver-zweiflung: „ich will auch nicht mehr, was soll ich denn noch hier?“ Redeteilig fällt der Vorkämpfer eines Herzensleidens über ihm auf-sammen und schließt sich ihm an der Außenwelt ab. Ohne Bewußtsein ver-dämmert er Wochen auf dem Krankenlager. Im Unbewußten reißt langsam die Kraft zum Weiterleben. Und dann findet er sich eines Sommermorgens im hohen Gras einer Wiese zur fetterlichen Wiedergeburt aus dem manischen Geiste der Landschaft. Magne-tische Ströme fließen im Nachtraum in ihn über: „ich bin nur noch ein Hügel ohne Namen. Wiese, Erde — langsam ohne Schmer-zen verhöndert der Körper — nur noch Stoffe und Hüllen sind da, er ist Sichern unterirdischer Quellen geworden, Gepräc der Gräser, webender Wind, rauschendes Laub, schwebend über dem Boden Körper wieder an — ich höre die Augen — und dann er-höhe ich, daß ich meine als wäre vieles vorbei.“ In diesem ge-danklich nicht weiter fahbaren Zustand des vollkommenen Ver-schmelzens mit Luft und Wasser, Sonne, Wind, Stimme, Tier und Erde wird die durch die Krankheit aufgelockerte Seele von der zer-störenden Last des Kriegserlebnisses gereinigt und findet die Kraft ohne Angst und Grauen zurück und vorwärts zu leben.

Wehr über Ernsts weiteren Weg legt das Buch nicht aus. Ge-sehen wir offen, daß das zu wenig ist. Woran mag sich die neue Haltung bewähren? „Ich will an mir arbeiten und bereit sein, ich will meine Hände rühren und meine Gedanken, ich will mich nicht wichtig nehmen und weiter gehen, auch wenn ich mankadant bleiben möchte. Dann werden die Toten schweigen, und die Ver-gangenheit wird mich nicht mehr verfolgen, sondern mich heilen.“ Diese Lösung, die nach allem, was vorangegangen, vielleicht gar nicht anders sein kann, ist wiederum durchaus subjektiv, bücherlich, indi-vidualistisch. Ihr Merkmal ist eine beglückende Ruhe, die nicht mehr entfernt ist von Resignation, die vielleicht zu einem stillen vorüber-gehend innerlich befriedigenden Schaffen führt, aber aus der Ver-leinerung, aus der Vereinsamung nicht erlöst und darum den Keim einer neuen Krise in sich birgt. Sollte sie je ausbrechen, dann würde sie sich als verflucht erweisen. Wahrscheinlich ist nur der W- schluß an die neue Gemeinschaft der Weltbürger, die mit Her-zens-Sinnen, mit der unerbittlichen Kraft der Ueberzeugung allen Schwierigkeiten zum Trotz die Fieder der Brücke schichten, deren mächtige gespannte Bogen zu neuen Ufern eines neuen Tages führen.

Das Proletariat wird Remarques neues Buch im wachen Be-wußtsein seiner gesellschaftlichen Lage in die Hand nehmen, es wird der kriessagenarischen Haltung — wenn auch aus anderen Voraussetzungen — zustimmen und im Ubrigen an der Gewinnung dieser bückerlichen Jugend um Ernst Bäumer seine eigene Ge-winnung klären und festigen. Am Gegenfahst entzündet sich die Welt. In diesem Sinne muß dieses Buch uns wertvoll sein. E. M. R.

ALOIS NOLD
DIE HOLLE
VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsgdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Nach außenbin nahm ich meine Strafe mit kalter Miene auf. Aber in meinem Innern sah es nur um so schrecklicher aus. Zwanzig Jahre Verbannung! — das bedeutet langsamen Tod, Gleichstum und Verderben. Zwanzig Jahre Zwangsarbeit über lebenslänglich Zuchthaus. Denn auch nicht ein einziger, der nach jenen Fällen der französischen Strafrecht verurteilt ist, sieht noch einmal seine Heimat.

Höhnisch grinsten alle Verurteilten, auch ich, den Offizier und die Bewachungsmannschaften an. Es war das Grinsen der Ver-zweiflung, von seelisch gebrochenen Menschen. Verrückt! Verrückt! Wodinn! Hüpfelte meine trockene, lahme Zunge.
Blutbunde! Denkersnecht! Bestien! Canaillen! Hättet ihr mich zum Tode verurteilt, erschossen. Das wäre besser gewesen. Canenne! Das ist die Hölle der Erde, ist der Nichtsplatz für Tau-sende, ist die Wirkungsstätte grausamster Aufseher!

Wir wurden zurückgeführt ins Militärgefängnis von Casablanca. Der Korporal legte mich wieder in Ketten und grinst mir dabei schadenfroh mit seinen Schweinsaugen ins Gesicht. In der Nacht nahm jede Stunde der diensttuende Sergeant Zellenkontrolle vor. Warum auch nur dieses, frug ich mich oft. Die Zelle liegt ja so tief, so fest. An eine Flucht war nicht zu denken. Die Gitter des Fensters, mit Spinnweben überzogenen Fensters waren ja so eng gezogen, daß ein erwachsener Mensch nicht einmal mit seiner Hand durchgreifen konnte. Erst später erfuhr ich den Grund dieser nächtlichen Kontrollbesuche. Selbstmorde waren bei den unglück-lichen Verurteilten keine Seltenheit. Den Verurteilten war es also schwer gemacht, ihrem Leben durch Selbsttötung ein Ende zu machen. Sie durften ihre Leiden nicht abfürzen.

Nach Anweisungen der Kommandofestungen waren überaus strenge. Den Verurteilten sollten nach Möglichkeit alle Wünsche erfüllt werden, um sie abzulenken und zu zerstreuen. Fünf Tage mußte ich in diesem Steinloch zubringen.

Degradiert

Am 29. Oktober 1923, in der dritten Nachmittagsstunde, wurde ich unter Bewachung von acht Mann zur Kaserne geführt. Auf dem Kasernenhof waren alle Truppenteile, die in Casablanca lagen, aufgestellt. Sie sollten Zeuge der Degradation sein, die an den verurteilten Legionären vorgenommen wird. Diese Maß-nahmen sollten den übrigen Truppen zur Abschreckung dienen, sie sollte ihnen zeigen, daß ein Delinquent kein Mensch mehr mit Rechten ist, sondern nur ein dem Tode, der Hölle Verfallener. Ueber den von Truppen umstellten Platz schlenderte der Untersuchungs-offizier mit noch einem Offizier. Letzterer war der Offizier, der beim Kriessensgericht meine Verurteilung beantragt hatte. Er mußte auch die Degradation vollziehen. Er plianste sich vor mir auf und verlas mein Urteil. Dann brach er über meinem Kopf einen Stab und warf mir denselben vor die Füße. Dies war das äußere Zeichen, daß ich keine Ehrenrechte mehr besitze und von der Menschheit ausgeschlossen sei. Ein Querschnitt sah mir die Miße vom Kopf, warf sie auf den Boden und trat mit den Füßen dar-auf herum. Außerdem wurden an meinem Waffentag sämtliche Knöpfe abgerissen und die Regimentsnummer entfernt. Dann führten mich die Wadmännchens im Kreise herum, den gaffen-den Soldaten ein Schauobjekt.

Wir lag an der ganzen Komödie nichts. Nicht einmal etwas an der Kappe und den Waffentag, die ja doch Eigentum der französischen Nation waren.
Auch diese Prozedur war endlich zu Ende. Ich kam aus der Militärgefängnis in die Zivilgefängnis und wurde Gendarmen über-gelassen, die mich, wieder schwer gefesselt, in das Zivilgefängnis brachten.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt wurde ich mit noch einem Gefangenen auf einem Schiff nach Casablanca-Dran gebracht. Diese Fahrt ließ mich teilnahmslos. Ich hatte keinen Grund, Freude zu haben; denn jede Stunde der Fahrt brachte mich einer neuen Qualstätte näher. Die Seefahrt dauerte 30 Stunden. Dran war mir noch gut bekannt. Zum zweiten Male wurde ich Gast die-r schönen Stadt. Zum ersten Male als Legionär. Jetzt als in-schwerer Zwangsarbeit verurteilter Sträfling.

Im Zuchthaus

Nach einer im Gefängnis verbrachten Nacht wurden wir mit dem Frühsatz nach Nation-Corrie befördert. Am Bahnhof dieses neuen Zieles konnten wir schon feststellen, daß wir in der Vor-bölle angelangt waren. Eine ganze Anzahl Aufseher nahm uns

in Empfang und geleitete uns hinaus zur Stadt in die Stra-ßen an. So wie vier Mann wurden wir zusammengeleitet. Der Weg zum Gefängnis betrug zehn Minuten. Grauenhaft düst-er ragten die Mauern der entzifferten Stätte gegen das Firmament. Hinter ihnen lebten unglückliche arme junge Menschen und warteten auf Verhör ihrer Not, auf Freiheit — oder auf den Tod. In schließendem Gange ging es vorwärts, der grauen-rei-sigen Mauer entlang. Es mögen wohl auf 600 Meter gewesen sein, die wir gehen mußten bis wir am Hauptportal anlangten. Die schweren eisernen Tore öffneten sich automatisch, militärische Wachen verließen den Pförtnerdienst. In der inneren Umfassungsbauwerk befand sich ein zweites Tor. Dieses Gebäude umgaben den Ge-fängnishof. Nachmals ging es etwa hundert Meter weiter, wieder kam ein Tor. Endlich befanden wir uns im Zellengefängnis. Auf-seher empfingen uns, die sich in vier bis fünf Schritten Abstand uns gegenüber aufstellten und ihre Schutzaffen zeigten. Es waren Kraber. Falliche, hinterlistige Kerle, herz- und gefühllos. Neugierig standen wir da. Unsere neuen Gastgeber inspazierten auf und ab und suchten dabei mit ihren Hundeblick.

Ein Oberaufseher erschien. Wir mußten uns wölftig entkleiden. Wolle es bei dem oder jenem nicht rauch genug geben, wurde mit der Hundeblick nachgeholt. Im Wammsgefängnis mußten wir uns wieder mit dem Gesicht gegen die fable Mauer aufstellen. Die Kleidung wurde durchsucht. Als Quittung für eine entbehrte Kleinigkeit faufte die Hundeblick auf den nackten Körper. Die Kerle freuten sich, uns so drangsalieren zu können.

In einem anderen Raum empfingen wir dann die Gefangenen-kleidung, Alte, halbberiffene Fellen, dazu einen erdärmlichen Schlafack mit einer brüchigen, mirchen Decke. Essen gab es nicht.

Am nächsten Morgen wurden die Neuangekommene wieder in den Gefängnishof gebracht. Es erfolgte nochmals eine Musterung. Wir erhielten für den Militärgefängnis nicht mehr taugliche Schuhe und ein rundes schmutziges Gefangenenhemden. Zum Mittag gab es endlich auch etwas zu essen. Einen halben Liter Suppe und 500 Gramm Brot. Für den ganzen Tag! Nachmittags wur-den wir zum Direktor des Gefängnisses geführt. Jeder Gefangene wurde dem Herrn vorgeführt. Er fragte nach der Dauer der Strafe und dem Verbrechen, das man begangen. Hierauf erfolgte die Einteilung zur Arbeit; entweder Arbeit innerhalb der Strafanstalt oder außerhalb derselben. Für mich gab es Arbeit im Weinberg. Wir erhielten einen Protokoll und einen Holzstößel und kamen dann in einen großen Saal, zu jenen, die schon einmal auf Weinst-bernsarbeit waren. So sah ein Schlafack war durchschnittlich mit etwa 100 bis 120 Strafgefangenen belegt. (Fortsetzung folgt.)